

(Nachdruck verboten.)

## 5) Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Der Justizrath kam früh heim, er wollte doch den Abend mit seinen „Kindern“ verleben. Klaus fand er nicht. Es lag ein Schatten über allen, keiner wollte gestehen, was ihm als fürchterliche Ahnung aufzudämmern begann. Die Mädchen in der Küche hockten zusammen und warteten in großer Aufregung, ob nicht doch endlich die Klingel gehen würde. Sie hatten Eva gern, die immer freundlich war und ihnen viel schenkte, aber sie fühlten trotzdem mit einem leisen behaglichen Schauern, daß sich etwas Großes vorbereitete, etwas Entsetzliches. Wie man beim Feuer steht und schaut, wenn die Flammen von Balken zu Balken ledern, helfen möchte und doch neugierig auspaßt, ob nicht das Feuer das Haus nebenan erfassen wird, so geht es vielen Leuten auch mit menschlichem Leid. Sie sind gewiß ein wenig betrübt, daß der nette Kaufmann an der Ecke bankrott machte und zusehen muß, wie sein Gut versteigert wird, — sie hätten der alternenden Kousine ganz gern einen Mann gegönnt und sind erschreckt durch die Mordthat in der Köpenicker Straße. Aber, lieber Gott, wie uninteressant wäre das Leben, wenn alles glatt und ruhig ginge!

Zum Nachteffen kam des Lieutenants Bursche: der Herr sei krank und müsse das Haus hüten. Er brachte auch einen Brief für Eva, der wahrhaftig nicht ein Muster von Zärtlichkeit war, der aber so von Küßen und dankbaren und mitleidigen Thränen überhäuft wurde, daß er bald aufing, unleserlich zu werden. Die ganze entsetzliche Angst war ihrüchrig gewesen, und es blieb nur das eine trostlose Faktum, daß der arme unglückliche Klaus krank sei! Nie wurde ein Liebesbote vom Stande des Burschen vortrefflicher belohnt. Eva schenkte ihm einen Thaler, der Justizrath stopfte ihm die Taschen mit Zigarren voll, und die beiden Mägde erhielten Auftrag, ihm ein Abendessen erster Klasse herzurichten. Und derweil der junge Mann es sich zwischen Lisette und Rife wohl sein ließ, schrieb Eva in fliegender Hast ihrem Bräutigam den liebsten, besten Brief. Es wurde ein Korb mit auserlesenen Krankenweinen hergerichtet, und alle Blumen in Evas Zimmer wurden zerrupft und zerrissen, um als Liebeschmuck in dem dunklen Korbe vergraben zu werden.

Ein Soldat war im Simon'schen Hause etwas sehr Ungemüthliches, und so kam es, daß Vater, Kinder und Dienstmädchen ihn bis an die Treppe geleiteten. Man rief ihm hundertlei nach und fand, daß er der bescheidenste Mensch von der Welt sei. Vielleicht könnte man später nach beendeter Dienstzeit etwas für ihn thun, ihm eine Stelle verschaffen oder dergleichen.

Im letzten Moment stellte es sich heraus, daß Heinrich das beste vergessen hatte, nämlich Evas Brief. Abraham mußte hinter ihm her laufen und holte ihn auf der Straße ein. Da machte der Bursche militärisch Front und grüßte Abraham wie einen Offizier. Und merkwürdig, das müde Herz des Jungen, das nie gelernt oder längst verlernt hatte, an den Sittlichkeiten des Lebens sich zu freuen, war kurze Zeit über die Ehrenerweisung seitens des Soldaten in einer banalen Erregung.

### IV.

Als Herr Kreiser die vier Mark verbraucht und die ägyptischen Zigaretten aufgeraucht hatte, kam die Noth trüber als je. Früher war er trotz aller Untugenden ein guter Vater gewesen, der sich um Mennechen gesorgt und darauf geachtet hatte, daß sie sich ordentlich kleidete und alles sauber hielt. Das hatte nun aufgehört, er ging viel spazieren und kümmerte sich um das Mädchen wenig. Hin und wieder bekam er von alten Freunden Geld geborgt, das er redlich nach Hause brachte, aber im übrigen führte die Noth mit ihrer grausamen Langeweile Vater und Tochter eher auseinander als zusammen.

Bisweilen abends hielt Herr Kreiser eine seiner alten moralischen Reden, in denen er zeitlebens groß gewesen war, aber Mennechen hörte darauf nur mit halbem Ohr. Daß diese Reden für Leute, die nie mehr satt wurden, lächerlich überflüssig waren, merkten beide nicht.

Eines Tages gingen Vater und Tochter zum Gericht, wo gegen Herrn Kreiser wegen seiner Redensarten aus der Bockbrauerei verhandelt werden sollte. Mennechen setzte sich in den Zuschauerraum und hatte leider nur das Gefühl eines maßlosen Appetits, Herr Kreiser kam auf die Anklagebank. Die Sache wurde äußerst schnell erledigt, ein notwendiges Exempel statuirt, und Herr Kreiser von zwei Männern in Uniform abgeführt. Mennechen hatte das alles nicht recht verstanden, blieb auf ihrem Plage sitzen und wartete einige Stunden auf des Vaters Wiederkommen. Schließlich, es war Nachmittag geworden, konnte sie den Hunger nicht mehr aushalten. Sie ging hinaus, wartete schon noch einige Zeit und fragte endlich einen Beamten, wo der Vater sei.

„Welcher Vater?“ entgegnete der Beamte mit der heiseren Stimme eines Wolfes, „was sind das für zeitraubende und wahnwitzige Fragen!“

Er ging sofort weiter, da er über die Albernheit empört war, aber das Mädchen lief neben ihm her und stellte ihre Frage noch einmal mit den notwendigen Personalangaben.

Der Beamte hatte nur ein mäßiges Gedächtniß, auf Herrn Kreiser besann er sich indes sofort.

„Zwei Jahre,“ sagte er mit einer kräftigen Befriedigung, „zwei Jahre, mein liebes Kind. Das flücht! Freiwohnung und vortreffliche Nahrung. Die Zeit der Duldsamkeit ist über. Jawohl, zwei Jahre.“

Er ging. Noch einmal lief das arme Ding neben ihm her und fragte angstvoll, ob sie den Vater nicht wenigstens sprechen könne, aber dieser Fall betraf nicht das Ressort des Beamten. Und als sie seine kostbare Zeit noch länger in Anspruch nehmen wollte, wurde er grob und jagte sie mit einem unfeinen Schimpfwort von sich.

Es war ein ungemüthlicher Tag, Schneewetter mit Regen. Hat man keinen Regenschirm, so ist das fatal, aber unangenehmer als derlei Außenlichkeiten wirkt ein quälender Hunger. Vor dem Gerichtsgebäude wurden bereits die Dichter angesteckt, und Anna ging hinaus auf die Straße. Viel nachdenken konnte sie wirklich nicht, denn sie war sehr müde und ganz von dem Hungergefühl beherrscht. Sie wußte nur, daß sie nun heimathlos war, ohne Brot und ohne jemand, der sich noch um sie kümmerte. Es war nicht Schmerz oder Trauer oder leidenschaftliche Verzweiflung, die sie beherrschten, sondern nur eine vollkommene Rathlosigkeit. Nun war wirklich alles aus, und sie würde einfach verhungern. Auch gab es eigentlich niemand, den sie recht lieb hatte. Der Vater, an dem sie ein wenig hing, war fort, für zwei Jahre, das heißt für eine Ewigkeit, — den Bruder kannte sie kaum, den dünnen Photographengehilfen hatte sie nie wieder gesehen, und wenn der sie in dem schabigen Kleide erblicken würde, müßte es mit seiner Liebe wohl bald aus sein. Sie ging von Straße zu Straße.

Erst nach einiger Zeit kam ihr der Gedanke, ob es nicht das beste wäre, zu sterben. Gute Menschen mit einem Korbe Schwaaren und großen Thalerstücken sind nicht so häufig, wie man aus Lesebüchern und Sonntagsblättern annehmen müßte. Jedenfalls stehen sie nicht immer zur rechten Zeit bereit. Anna hätte stehlen können, aber sie hatte für jedes gestohlene Stück Zucker von Herrn Kreiser, der darin sehr streng war, solch kräftige Klaps erhalten, daß ihr das Stehlen als das abhüchlichste Verbrechen vorkam. Sie war eben jung, unerfahren und mit den Gebräuchen der Welt wenig vertraut.

Vor dem Sterben hatte das arme Ding ebenfalls große Angst, und so befand sie sich in einem Dilemma, das logisch zu erörtern wohl interessant ist, das aber zu durchleben eine traurige Sache sein muß. Auch vor dem Betteln hatte sie eine Scheu, aber Noth bricht Eisen, und sie begann die Vorübergehenden, die des scheußlichen Bettlers wegen mehr lachen als gingen, in lästiger Weise aufzuhalten. Die meisten ließen sich dadurch nicht stören, nur ein junger Mann war mitleidig genug, seinen Trab zu unterbrechen. Das arme Mennechen hatte somit die beste Chance, ein Fünfspennigstück zu erwischen, als das Verhängniß in Gestalt einer alten beleibten Dame dazwischen trat. Der Anblick eines jungen Mädchens, das sich erfrechte, junge Herren anzubetteln oder am Ende gar zu schlimmeren Dingen zu veranlassen, brachte diese Dame in unbeschreibliche Aufregung.

„Wie, mein Herr,“ sagte sie und trat energisch dazwischen,

„wollen wir es dahin bringen, daß dieses widerliche Treiben zur Freiheit ansartet?! Soll die Bettelei groß gezogen werden, bis wir italienische Zustände bekommen?! Oder sieht dieses zudringliche Geschöpf irgendwie nach Noth aus? Hier wäre die Polizei am Platze, aber wenn man sie am nothwendigsten braucht, ist sie nicht da.“

Knechten starzte der energischen Dame angstvoll ins Gesicht, und der Herr steckte als gut erzogener und höflicher Mann sein Geld wieder in die Tasche. Die kleine Gruppe trennte sich, Anna huschte zitternd davon, und der korpulente Dame kurze Beine machten dieser jede Verfolgung oder ein Zittren der Polizei unmöglich.

Das frierende durchnäßte Mädchen hörte nun auf mit Betteln, und von neuem kam der Gedanke an das Sterben. Die Wahl der Todesarten war nicht schwer, denn für arme Leute giebt es eigentlich nur das Wasser. Sie faßte plötzlich einen festen Entschluß und lief mit ziemlicher Geschwindigkeit durch die Straßen nach dem Spree-Ufer. Als sie aber in das dunkle Wasser schaute, kam ein Grauen über sie, und sie lief wieder fort. Sie ging über die Straße Unter den Linden, die heute in dem Schnee und Regenwetter leer war, besah gedankenlos einige Läden, und kam dann langsam wieder zum Wasser. Aber das Grauen besiel sie von neuem, und sie ging noch einmal fort.

Der Justizrath kam an diesem Abende von seinem Schwiegerohn in spe, der seit jetzt vierzehn Tagen das Zimmer hütete und sich damit einen Arrest auferlegt hatte, wie er nur durch die verzweifelte Lage des Lieutenant's zu erklären war. Alle Welt, Eva an der Spitze, glaubte an eine schwere und traurige Krankheit, das große Verlobungsfezt mußte Tag für Tag verschoben werden, und Klaus zerbrach und zergrübelte sich den Kopf, wie er seinen faux pas wieder gut machen und sein Haupt aus der Schlinge ziehen könne. Der Justizrath war tieftraurig. Er hatte den Lieutenant ganz wohl aussehend gefunden, obwohl dieser über heftiges Leibweh klagte, und eine trübe Ahnung des wahren Sachverhalts dämmerte in ihm auf. Nun kam er vom Norden her, ging durch das regnerische Wetter an dem einsamen Schiffbauerdamm entlang und ließ sich den Schnee und Regen ins Gesicht peitschen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Berliner Stadtbahn.

Das Verdienst, den Bau der Berliner Stadtbahn angeregt zu haben, gebührt dem Bau Rath Orth. Es war im Jahre 1871, als Bau Rath Orth in Wort und Schrift für die Erbauung einer Hochbahn, die Berlin von Ost nach West durchschneiden und die Ringbahn wie auch sämtliche vorhandenen Bahnhöfe mit dem Innern der Stadt verbinden sollte, eintrat.

Trotzdem dieses Projekt zuerst auf nicht unbedeutenden Widerstand stieß, sollte die Verwirklichung des Planes einer Berliner Stadtbahn nicht lange auf sich warten lassen. Im Jahre 1872 wurde in Berlin die „Deutsche Eisenbahnbau-Gesellschaft“ gegründet, welche noch im Mai desselben Jahres dem Handelsminister den Plan einer „Berliner Südwest-Bahn“ unterbreitete. Diese Bahn sollte nach dem Vorschlage des Ober-Regierungsrathes Hartwig am Ostbahnhof in Berlin beginnen und sich von Osten nach Westen durch die Stadt hinziehen; sie sollte sich dann über Charlottenburg, Potsdam, Halle und Erfurt bis nach Meiningen erstrecken, um so einen schnelleren Verkehr von Süddeutschland und der Schweiz nach Berlin zu ermöglichen.

Da es aber der Gesellschaft nicht gelang, das nöthige Kapital im Betrage von 150 Millionen Mark aufzubringen, so mußte sie die Ausführung dieses Projectes aufgeben.

Die „Deutsche Eisenbahnbau-Gesellschaft“ sah sich daher gezwungen, nur den Bau der Bahn bis Charlottenburg und Potsdam vorzuschlagen. Im December des Jahres 1873 wurde in Berlin die Aktiengesellschaft „Berliner Stadteisenbahn-Gesellschaft“ von der kgl. Regierung und der Deutschen Eisenbahnbau-Gesellschaft gegründet. Da die Absicht bestand, die Privatbahnen an die Stadtbahn anzuschließen, so beteiligten sich an der Gründung genannter Aktiengesellschaft noch die Privatbahn-Gesellschaften der Berlin-Potsdam-Magdeburger, Berlin-Hamburger und Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn.

Das nöthige Aktienkapital im Betrage von 48 Millionen Mark sollte in der Weise aufgebracht werden, daß der preussische Staat sich mit 21 Millionen Mark, die Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahngesellschaft mit 6 Millionen Mark, die Deutsche Eisenbahnbau-Gesellschaft mit 12 Millionen Mark, die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahngesellschaft mit 6 Millionen Mark und die Berlin-Hamburger Eisenbahngesellschaft mit 3 Millionen Mark beteiligten.

Wald stellte es sich heraus, daß die Kosten um etwa 9,1 Millionen Mark größer als veranschlagt sein würden. Da die Deutsche Eisenbahnbau-Gesellschaft nur 20 Prozent im Betrag von 2,4 Millionen Mark eingezahlt hatte, wurde im Februar des Jahres 1874 diese Summe als verfallen erklärt. Es waren also

noch 18,7 Millionen Mark aufzubringen. Die Regierung schloß daher mit den beteiligten Gesellschaften einen Vertrag, dessen wichtigste Bestimmungen wie folgt lauteten: 1. Die Aktiengesellschaft Berliner Stadt-Eisenbahn-Gesellschaft ist aufzulösen. 2. Das Eigenthum an dem gesammten Unternehmen geht auf den Staat über. 3. Die drei beteiligten Privatbahn-Gesellschaften zahlen als unverzinslichen Betrag zu den Baukosten der Stadtbahn 40 Prozent des von ihnen gezeichneten Aktienkapitals, also zusammen 6 Millionen Mark. 4. Den Privatbahn-Gesellschaften wird das Recht, ihre Bahnen an die Stadtbahn anzuschließen, gewährt.

Der preussische Landtag bewilligte nach dem Gesetz vom 26. Juni 1878 weitere 35,7 Millionen Mark zum Bau der Berliner Stadtbahn, so daß nunmehr zusammen 65,1 Millionen Mark zur Verfügung standen.

Die Ausführung der Stadtbahn wurde nach folgenden Gesichtspunkten in Angriff genommen: Sämmtliche vier Gleise haben dem Personenverkehr zu dienen und zwar sollte das eine Gleispaar für den Stadt- und Stadtringbahn-Verkehr, sowie für den Vorortverkehr, das andere aber für den Fernverkehr bestimmt sein.

Der Bau des Viadukts Andreastraße—Krautstraße wurde zuerst — im Herbst des Jahres 1875 — in Angriff genommen. Die Entbindung der Grundstücke zc. bereitete viele Schwierigkeiten und hinderte und unterbrach häufig den Fortschritt der Arbeiten. So kann es denn kein Wunder nehmen, daß am Ende des Jahres 1877 erst 920 Meter Viadukt und die Dammschüttung mit den zugehörigen Bauwerken in der Charlottenburger Feldmark fertig gestellt waren. Nachdem der Staat die Ausführung der Bahn übernommen hatte, wurden die Arbeiten so gefördert, daß im Jahre 1878 noch 1,2 Kilometer Viadukt in Angriff genommen und etwa 2,8 Kilometer Viadukt fertig gestellt wurden. Außerdem hatte man die beiden steinernen Brücken über die Spree bei Schloß Monbijou und über den Landwehrkanal im Thiergarten beinahe vollendet und mit der Herstellung der Fundamente für den Bahnhof Friedrichstraße und für den Erweiterungsbau des Schlesi'schen Bahnhofes begonnen. Im folgenden Jahr wurden 1,1 Kilometer Viadukt vollendet und 700 Meter Viadukt in Angriff genommen. Nachdem dann im Jahre 1880 der Rest des Viadukts fertig gestellt, die eisernen Ueberbauten zur Brücke über den Kupfergraben, den Humboldthafen zc. angefertigt, und die Hallenwände der Stationen Bellevue und Börse aufgestellt waren, wurden im folgenden Jahre der Rest der Arbeiten vollendet. In diesem letzten Baujahre wurden die Stationen ausgebaut, die übrigen Bahnhofshallen errichtet, 52 Straßenunterführungen hergestellt, die Viadukte mit Kies beschüttet, der Oberbau verlegt und ausschließlich der Oberbaumaterialien über 250 000 Zentner Eisen eingebaut.

Nachdem am 7. Februar des Jahres 1882 der Betrieb der Stadtbahn eröffnet war, folgte am 15. Mai desselben Jahres die Eröffnung des Fernverkehrs.

Die ursprünglich geplante annähernd geradlinige Verbindung der in Aussicht genommenen Endbahnhöfe sollte sich über die Michaelbrücke hinweg, am Spittelmarkt vorbei parallel der Leipziger Straße und durch die zwischen Thiergarten und Landwehrkanal gelegene Vorstadt hindurch, am Südrande des Zoologischen Gartens entlang erstrecken. Dieses Projekt, welches die Bahnstrecke gegenüber der ausgeführten Linie um etwa den fünften Theil ihrer Länge abgelenkt hätte, konnte trotzdem es für den Bahnverkehr viel günstiger gewesen ist, in anbetragt der so außerordentlichen hohen Grunderwerbskosten nicht ausgeführt werden. Im Frühjahr des Jahres 1879 wurde nach vielen Verhandlungen beschlossen, den alten Königsgraben zuzuschütten, da er mit den angrenzenden Höfen, Gärten und Lagerplätzen für die Linie der Stadtbahn vom östlichen Ausgangspunkt bis zum Schloßpark Monbijou die Frage des Grunderwerbes bedeutend erleichterte. Vom Bahnhof Friedrichstraße kamen für die Bahn verschiedene Linien in betracht; aus Zweckmäßigkeitsgründen entschloß man sich dann, das Projekt der jetzt ausgeführten Lage bis zur Charlottenburger Feldmark anzunehmen.

Die Stadtbahn hat einschließlich der beiden Endbahnhöfe eine Länge von 12,145 Kilometern. Die Viaduktöffnungen haben eine Weite von 6, 8, 10, 12 oder 15 Metern. Da der Baugrund gut war, so bot die Fundamentierung des Viadukts keine besonderen Schwierigkeiten. Die alten Wasserläufe wiesen allerdings an einigen Stellen Sumpflöcher bis zu 21 Metern Tiefe auf, die dann mittels Pfahlrost durchbaut werden mußten.

Die ganze Länge der Stadtbahn ist in der Weise ausgeführt, daß als: gewölbter Viadukt, einschließlich der Bahnhöfe, Haltestellen und steinernen Brücken 7964 Meter, Viadukte mit einem Ueberbau, einschließlich der Straßenunterführungen und eisernen Brücken 1823 Meter, Dammschüttung zwischen Futtermauern, einschließlich des Schlesi'schen Bahnhofes 675 Meter und gewöhnliche Dammschüttung, einschließlich des Bahnhofes Charlottenburg, 1683 Meter gebaut wurden.

Mit neun Bahnhöfen — Schlesi'scher Bahnhof, Zannowibrücke, Alexanderplatz, Börse, Friedrichstraße, Lehrter Bahnhof, Bellevue, Zoologischer Garten und Charlottenburg — eröffnete die Stadtbahn ihren Betrieb.

Die Baukosten betragen einschließlich der Beiträge zum Schlesi'schen und Charlottenburger Bahnhof im ganzen 68 128 699 M., und zwar an Grunderwerb 33,3 Millionen Mark, Bahnviadukte und Unterbau 18,6 Millionen Mark, Oberbau 1,9 Millionen Mark,

Bahnhöfe 7,57 Millionen M., Betriebsmittel 2,4 Millionen M., Kosten der Bauleitung über 2 Millionen M. und etwa 1,9 Mill. M. für außerordentliche Anlagen, Zinsen etc.

Seit dem Jahre 1886 dient die Stadtbahn des Nachts auch für den Güterverkehr und durch den Anschluß der Zentral-Markthalle am Bahnhof Alexanderplatz auch zur Versorgung der Weltstadt mit Lebensmitteln.

Von den 597 Vogenräumen der Stadtbahn sind 105 verschiedenen Intereffekten — anliegenden Grundstücksbeständen, Stromfiskus, Steuersiskus und Thiergarten-Verwaltung — unentgeltlich überlassen. Die übrigen Vogenräume sind mehr und mehr für Privat-zwecke gemiethet worden. Während im Jahre 1882 nur 58 Vogen vermietet und noch 395 unvermietet waren, kamen im Jahre 1890 auf 318 vermietete nur 159 unvermietete Vogen. Von den 477 zur Vermietung verfügbaren Stadtbahnvogen des Jahres 1895 brachten 373 vermietete Vogen eine Einnahme von beinahe 600 000 M.; dagegen betragen die Einnahmen im ersten Jahre für Vermietung der Stadtbahnvogen nur 10 600 M.

Der Verkehr auf der Stadtbahn wurde zur Zeit des Geseh-entwurfes über die Erbauung dieser Bahn auf etwa fünf Millionen Menschen im Jahre geschätzt; aber schon nach halbjährlichem Be-triebe waren 7 315 116 Fahrkarten verkauft. Zuerst betragen die Fahrpreise 3. Klasse vom Schlessischen Bahnhof nach Alexanderplatz 10 Pf., nach Friedrichstraße 20 Pf., nach Zoologischer Garten 30 Pf. und nach Charlottenburg 40 Pf.; bei Benutzung der 2. Klasse stellte sich der Fahrpreis je um 10 Pf. höher. Aber schon im Jahre 1886 mußte ein neuer Tarif eingeführt werden. Jetzt betrug z. B. der Preis für die Benutzung der Stadtbahn vom Schlessischen Bahnhof bis Bellevue 20 Pf. und bis Charlottenburg 30 Pf. Die Mehr-einnahmen betragen gleich im ersten Jahre dieser Preisermäßigung 387 522 M. Am 1. Januar des Jahres 1890 wurde alsdann der heute noch bestehende „Fünftelcentarist“ eingeführt. Wenngleich dieser Tarif zur Zeit der Einführung unzuweifelhaft ein Fortschritt war, so ist er heute vollkommen unhaltbar geworden. Sind bisher die berechtigten Wünsche und Beschwerden des Publikums von der Verwaltung der Stadtbahn bezüglich des Fahrpreises und ver-schiedener anderer Einrichtungen nicht beachtet worden, so dürfte die Konkurrenz der elektrischen Hochbahn und ähnlicher Unternehmungen endlich das erzwingen, was das Publikum mit seinen vielen Peti-tionen und Protesten nicht zu erreichen vermochte. — pmg.

### Kleines Feuilleton.

h. d. Das erwachende Berlin. In Berlin W. Der sternbetupfte Himmel spannt sich wondlos über die Villen aus. Am Ende der Straße erlöschen die letzten Laternen. — Eine grauschwarze Stille. — Durch die Ritzen eines Fensterladens zwängen sich rosige Lichtstrahlen. Ein Schatten huscht an den Vorgartengittern entlang. In dem kleinen, dünnen Lichtkreis, den die Strahlen aus dem Fensterladen auf das Pflaster malen, bleibt er stehen. Er sieht aus wie ein Lumpenbündel, über das ein altes Tuch geworfen worden ist. Das Tuch wird auseinandergeschlagen: Eine gebückte Frau, der einige Strähnen ihres grauen, spärlichen Haars in das übermächtige, von Sorgen zerfressene Gesicht fallen. In der einen Hand hält sie eine kleine Blindlaterne, deren Gläseröhren zersprungen sind. Sie leuchtet hinein in den grauen Weintraubenkorb, den sie am andern Arm trägt. Er ist vollgepackt mit zusammengelegten Zeitungen. Die Frau stellt den Korb auf den Steinrand des Vorgartengitters, nimmt eine Zeitung heraus und zieht an dem blankgeputzten Knopf des Klingelglockes. Ein schrilles Klingeln. . . Nach einer Minute zieht sie nochmals an dem blankgeputzten Knopf. Endlich öffnet sich im Erdgeschoß der Villa ein Fensterflügel. Die Thür springt auf, und die Zeitungsfrau schlürft bis an das geöffnete Fenster: „Morjen!“ Schläfrig höhnend antwortet der Mann im Fenster: „Morjen!“ Er schleift die müden Augen vor dem grellen Schein der Blind-laterne, greift mit unsicherer Hand nach der Zeitung und schließt dann wieder das Fenster, es mit einigen Faustschlägen verriegelnd. Die Frau schlürft hinaus, nimmt ihren Korb auf und wirft ihr Tuch über die Blindlaterne. Wie ein Schatten huscht sie am Vorgarten-gitter weiter und verschwindet um die Ecke. — Es ist wieder still. Erst nach längerer Zeit bohrt sich leise lirrend ein Schlüssel von innen in die Hausthür. Sie wird langsam aufgeschoben. Ein junges Mädchen drängt sich durch die schmale Spalte: „Na, adje!“ „Kommt gut nach Hause!“ flüstert ihr eine männliche Stimme nach. „Danke — adje!“ antwortet sie mit vertraulichem Lächeln. Auf den Spitzen ihrer Lackstühle trippelt sie leise nach der Gitterthür, drückt die eiserne Klinke hinunter und schiebt sich hinaus. Ihr weiter, pelzverbrämter Abendmantel zieht sich auseinander. Ihre grellen, übermodischen Kleider leuchten hervor. Sie zieht den Mantel fröhlich zusammen und schlägt den Pelztragen hoch, sodas nur wenig von ihrem bleichen Gesicht zu sehen ist, das ein hoher, federgeschmückter Hut beschattet. Ihre kleinen Schritte klappen leichtsinnig auf dem Pflaster.

Plötzlich kommt müdes Pferdegetrappel näher. Das Mädchen bleibt stehen und sieht der Droschke nach, die vor der Villa hält, aus der es eben herausgekommen ist, und in der im selben Augen-blick das rosa Licht hinter den Fensterladen erlischt. Ein Mann klettert aus der Droschke. Als er in den Schein der Droschkenlaterne tritt, erkennt das Mädchen einen alten Herrn in ihm. Er geht müde taumelnd in das Haus. Der Droschkenkutscher peitscht sein Pferd, das nicht mehr anziehen will. Das Mädchen ruft ihn an und steigt

ein. Mit gesenktem Kopf trottet der Gaul weiter. Um die Ecke löst das Pfeifen eines Bäckerjungen; vom anderen Strasenende kommt ein Milchwagen angerasselt. Seine Laterne leuchtet matt. Die grauschwarze Stille ist inzwischen einer graublauen Dämmerung gewichen, die auch die Sterne ausgelöscht hat . . .

### Literarisches.

— Jules Verne, der Vielgelesene, wird am 8. Februar seinen 70. Geburtstag feiern. Er lebt jetzt in Amiens mit seiner Familie, die er nur verläßt, um auf seiner Yacht Reisen zu unternehmen. Seine Laufbahn begann Jules Verne als dramatischer Schriftsteller. Der Erfolg seines Werkes „Fünf Wochen im Luftballon“ führte ihn dazu, die neue Gattung der phantastischen Reise in die Literatur einzuführen. Seitdem lieferte er seinem Verleger mit vollkommener Regelmäßigkeit jährlich zweimal, im Frühling und im Herbst, einen Reiseroman. Den Hauptgedanken und den Titel fand er meist beim Lesen von Zeitungen. So gab ihm eine An-kündigung des Reise-Unternehmers Coot die Idee zu „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen“. Hatte er ein passendes Thema gefunden, so studirte er gründlich das Handbuch der Geographie von Necluz, und dann floß ihm der Roman leicht aus der Feder. —

### Musik.

er-Konzerte und Theater. Die Damen Anna Blaauw und Charles de Beaulieu sind Mezzosopranistinnen mit einem Mittelmaß stimmlicher Begabung, gefanglichen Könnens und individualisirender Vortragskunst. Der Möglichkeit, eine vielleicht echte und innige Empfindung auf den Hörer zu übertragen, stehen bald mangelnder Wohlklang und allzuenge Grenzen des Stimm-umfangs, bald technische Gebrechen der Vocalisation und dynamischen Abstufung entgegen. Man kann die Art, wie Fräulein Blaauw einige volkliederartige holländische Kleinigkeiten mit reizvoller Sinnigkeit wiedergab, lebenswürdig und sympathisch finden, aber will sie die Tragödie der „Dolorosa“: Gesänge Jensen's ausschöpfen, dann versagen eben Lebenswürdigkeit und Sympathie. Herr H. Beyer wirkte mit einigen „süßen“ Cellovorträgen mit; man hörte mehr die übliche Klangsprache des Instrumentes, als was uns Herr Beyer selbst zu sagen weiß. —

Der Pariser Pianistin Jeanne Miß-Arbeau dünkt aller Kunst Anfang und Ende die Virtuosität der Handgelenke. Sie kümmert sich nicht viel, ob sie eine gemüthstiefe Sonate von Beethoven oder eine leichtlin spielende Etüde von Rubinstein aus-führt, alles, was an Geist und Empfindung in einer Arbeit ruht, geht da in einem, durch fortwährenden Pedalgebrauch gestal-ten los wogenden Tonchaos unter. Wohl gab es in einigen Chopin-Vorträgen Augenblicke, wo Einem plötzlich sein eiselnre und tonlich klare Perioden geradezu eine ganz andere, fast phantastische Klavierpielerin hören ließen, aber nur zu bald fiel die technische Behjagd mit allem Ungestim wieder ein und verschluckte alle guten Geister! —

In einem populären Konzert des philharmonischen Orchesters kam eine neue symphonische Dichtung von B. Ertel: „Maria Stuart“ zur Aufführung, welche von dem Können, dem Fleiße und der Belesenheit des Herrn ein beachtenswerthes Zeugniß ablegte. Es ist sehr schwer, in einer modernen Komposition (Herr Ertel sagt in dem programmatischen Vorwurf sogar, er huldige durchaus „naturalistischen“ Prinzipien) weder vor dem Instru-mentirungsrefinement der Jungitaliener noch vor der Ge-dankenwucht Wagner's eine Verbeugung zu machen. Nur fällt die Verbeugung des Herrn Ertel zu devot aus: aus dem erlaubten Grusse wird ein förmlicher Kniefall. Nichts-destoweniger verdienen die Orchestertechnik, die dramatischen Akzente und der gute Sinn für melodische Gedanken, welche in dieser „Maria Stuart“ sich zu einem verheißungsvollen Ganzen vereinigen, die lebhafteste Anerkennung des Publikums. Die Zukunft wird wohl zeigen, was in Ertel an eigenster Musik ruht. —

Im Linden-Theater ist mit dem 9. Abend der Darstellung der „Schönen Helena“ der Offenbach-Zyklus an sein Ende ge-langt. Fast verwunderlich wäre es gewesen, wenn in dem Parodie-spiegel der Meilhoc und Halez nicht die homerische Heroenwelt erschiene wäre. Und dann das berühmte Dreieck der Ehe, welches ja in Menelaos-Helena-Paris seinen klassischen Ausdruck gefunden! Was das Genre Offenbach an dauerndem Werthe besitzt, die melo-dische Ueberfülle, die Grazie des orchestralen Ausdrucks, der uner-schöpfliche Witz und die scharfe Witterung für pathetische, großoper-nhafte Karrikatur, die mustergiltige Stimmbehandlung und unendliche Einfachheit des harmonischen Baues — alle diese, heute fast verlorenen Eigenschaften der an die Opera comique sich an-lehnenden Operette finden sich in der „Schönen Helena“ zusammen. Mag die Zeit der Frische des Librettos viel an Witz genommen haben, die Musik blieb unverwelkt in ihrer reichen Phantasie. Für die Titelrolle war diesmal Frau Pettejon-Korrie, eine Dänin, zu Gaste geladen, eine feine Schauspielerin mit verblähter Stimme. Man staunte mehr, wie geschickt sie sich half, als daß man über das in der Höhe ganz verklungene Organ besonders erfreut gewesen. Im Spiel gab es manche Züge einer eigenartigen finstlichen Schelmeret. Herrn Steiner (Paris) schien Indisposition eine sehr diskrete Behandlung seines Kehlkopfes auf-zuerlegen; er ließ nur vielfach abgestufte piano Markirtöne hören. Schauspielersich lehrte der Sänger stets den „Schahsirten“ heraus-

Die Herren Becker (Menelaos) und Hambroch (Agamemnon) sowie Fräulein Schmidt (Klytemnestra) vereinten sich mit den Darstellern kleinerer Partien, dem Chor und Orchester zu einer günstigen Gesamtwirkung. —

**Kunst.**

g. b. Im Kunstsalon von Schulte befindet sich augenblicklich eine Ausstellung von Gemälden, Skulpturen und Zeichnungen Franz Stud's. Stud ist von Hause aus Kunstgewerbler, und in Gerlach's „Allegorien und Embleme“ z. B. bewundern wir sein eminentes zeichnerisches Können, sein dekoratives Geschick, die Fülle seiner launigen Gedanken. Dieses Können ist es, das selbst den Gegnern Stud's Kunst interessant machen muß. Auch seine bei Schulte ausgestellten weiblichen Aktstudien sind wieder von einer Weichheit der Behandlung, von einer Sicherheit der Linienführung, die anderen ewig unerreichtbar bleiben wird. Die Broncestatuette „Der Athlet“ — die Nationalgalerie besitzt einen Abguss oder das Original — mit ihrer treffenden Darstellung der Bewegung, ihrem Zittern und Spielen der herkulischen Muskulatur, zeigt seine ganz hervorragenden Fähigkeiten für die Plastik. Auch seine Gemälde sind technisch virtuos. Aber merkwürdig, derselbe Künstler, der in seinen Studien so ernst und zielbewußt der Natur gegenübertritt, der stets als das urwüchsigste Naturkind ausgeschrieben wird, mich dünkt, er wirkt verlogen in den Stoffen seiner Bilder, unwahr und er künstelt, sowie er vorgiebt, sich eine eigene Welt erträumt zu haben. Stets schwankt er zwischen Zynischem und Graufigem, Wüthigem und Pathetischem, stets sinnt er auf neue Steigerung seiner Effekte; und je mehr er sich vornimmt, je größer der Anfang seiner Bilder, desto hohler und pathetischer ihr Inhalt. Die humorvollen Nymphen, Centauren und Faune Böcklin's würdigt er zu maßigen Wüthig herab, oder er nimmt ihnen den letzten Rest von Menschlichkeit und sieht in ihnen nur brünstige Thiere. Auch seine Nymphen sind nur Thiere mit glatter Haut. Seine weiblichen Studienköpfe haben alle das gleiche düstige weiche Carnat, die gleichen üppig dicken Haarflechten, die großen, schwarzen Augen mit den feuchten Glanzlichtern:

„Ein wenig stechend ist der Blick,  
Verheißend ein süßes, doch tödliches Glück.“ —

**Völkerkunde.**

t. Der Kuß bei verschiedenen Völkern. Bei den Urstämmen in Amerika und Inner-Afrika war der Kuß vollkommen unbekannt, und diese harmlosen Menschen scheinen noch keine Neigung gefunden zu haben, diese zarte Sitte von der Zivilisation zu lernen. Bei den Völkern Asiens und Europa's dagegen war das Küssen seit den ältesten Zeiten gebräuchlich. Die alten Römer müssen es darin zu einer besonderen Virtuosität gebracht haben, denn sie hatten für unser einfaches Wort „Kuß“ drei verschiedene Benennungen: *Osculum*, *Basium* (das spätere Kaiser) und *Suavium*, sie drückten durch die erste den Kuß Freundschaft und Achtung, durch die zweite den förmlichen Kuß und durch die dritte den liebevollen Kuß aus. Auch die Semiten kannten den Kuß von jeher, und er gehörte früh zu den heiligen Gebräuchen, wie dies noch heute in der römischen Kirche der Fall ist. Bei den asiatischen Völkern ist das Küssen ein anderes als bei den europäischen, jene berühren nicht mit den Lippen die zu küssenden Personen, sondern bringen ihre Nase in leichte Berührung mit deren Wange, Stirn oder Hand. Die Chinesen betrachten unsere Art des Küssens als ebenso roh wie wir die ihre als geschmacklos. „Warum küssen sich die Menschen?“ fragt der Rater Hidigegei im Schiffschen Trompeter von Säckingen. Die Naturforschung weiß auf diese Frage eine Antwort. Bereits Darwin hat eine Erklärung des Kusses gegeben, und zwar eine solche, die dem menschlichen Hochmuth nicht gerade sehr schmeichelhaft sein kann. Darwin führt den Kuß nämlich auf das Gebahren der Thiere zurück, welche ihre Beute mit den Zähnen ergreifen; danach würde also der Kuß eine buchstäbliche Neuerung der Neudensart sein: „Ich habe dich zum Fressen lieb!“ Der bekannte französische Ethnologe Paul d'Enjoy hat kürzlich eine vergleichende Untersuchung zwischen dem asiatischen und dem europäischen Kusse gemacht. Danach ist der europäische Kuß ursprünglich ein Beißen oder Saugen, der asiatische oder im besonderen der mongolische dagegen eine Art des Niekens. Der Weiße drückt, wie eben schon Darwin meinte, durch den Kuß aus, daß er die betreffende Person mit Vergnügen essen möchte. Der Gelbe erklärt dadurch, daß ihm der Geruch der betreffenden Person dieselbe zu einer angenehmen Beute macht, sei es zur Nahrung oder sei es zur Liebe. In beiden Fällen sucht die Naturwissenschaft den Grund des Kusses in dem Instinkt zur Erhaltung der Rasse. —

**Aus dem Thierleben.**

k. Ueber einen Fall von Epilepsie bei einem Pferde berichtet Distrikt-Thierarzt Lämmer in der Wochenschrift für Thierarzneikunde. Es handelte sich um ein Pferd, das sofort in epileptische Krämpfe verfiel, wenn grelle Strahlen, namentlich der Abendsonne, das Auge trafen. Die Krankheit trat immer auf, wenn man das Thier gegen das Sonnenlicht ritt. Eine Anomalie der Augen bestand nicht. —

— Blinde Passagiere in der Insektenwelt. Die seit hundert Jahren eben so oft wiederholte, wie besrittene Angabe,

daß kleine Vögel sich bei der Wanderung auf den Rücken größerer setzen und von ihnen tragen lassen, z. B. kleine Singvögel von Störchen und Reihern, dieses wird gesagt, von den meisten Ornithologen bestrittene Thatsache ist in der Insektenwelt eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Die Larven gewisser Schmaroher-Fliegen und Käfer, z. B. die des *Maiurinus* (*Melos*) und *Bienenläfers* (*Sitaris*), springen aus den Blumen, auf welchen sie sitzen, auf Bienen und Hummeln, welche diese Blumen besuchen, um sich von ihnen in ihre Nester tragen zu lassen, wo sie die Nahrungsvorräthe und die junge Brut verzehren. Sie schmarohern aber nicht am Körper ihrer unfreiwilligen Wirthin, und während des Nestfluges derselben sind sie nichts als — blinde Passagiere. Neuerdings sind aber solche Passagiere beobachtet worden, die anscheinend weiter nichts als die Arbeit ihrer Flügel bei ihren Nitten auf dem Flügelrost sparen wollen. Der Rev. A. E. Eaton beobachtete in Algier eine kleine Düngefliege aus der Verwandtschaft von *Borbora*, die sich auf dem Rücken großer Mistkäfer von einem Dunghaufen zum anderen tragen ließ. Mitunter trug er ein halbes Duzend Weibchen dieser Fliege auf dem Vorderrücken und an der Flügelbasis eines einzigen Käfers sitzend und des Abganges der Postkutsche harrend an. Die Käfer versuchen alles mögliche, um sie los zu werden; sie werfen sich auf den Rücken und rollen über den Boden, aber das ist vergeblich, denn die Fliegen sind sehr behende und schlüpfen wie Affen auf dem Körper ihrer Reitsperde herum, sie springen von einem Fleck auf den anderen, wenn der Käfer versucht, sie im dichten Graswuchs abzustreifen. Einen ähnlichen Fall beobachtete Mrs. Stofson zu Frankonia bei einem *Perlauge* (*Chrysopa*). Diese *Florafliege* trug auf ihren zarten grünen Neflügelchen kleine schwarze Punkte, die sich bei genauerer Untersuchung als sehr kleine Gallmücken (*Cecidomyia*-Arten) zu erkennen gaben. Sie ließen sich von jenen elenartigen Geschöpfen wahrscheinlich zu den Pflanzen tragen, die sie anstechen. —

**Humoristisches.**

— Auch eine „Ansichtskarte“. Ein Wiener Fiakertulcher hatte seinem früheren Herrn auf einer Postkarte geschrieben: „So sein a Affenschädel, daß So's wissen.“ Der Fuhrherr sagte: — „Wie kamen Sie dazu, dergleichen auf eine offene Karte zu schreiben?“ fragte der Richter. — „Na, i hab' m'r deukt: schreibst eahn a Ansichtskarten: daß is hiaz so Brauch.“ Der Richter hielt dem Gesellanten das *corpus delicti*, eine gewöhnliche Postkarte, hin. — „Wieso Ansichtskarte?“ — „Na ja, was denn? Was da auf dera Kart'n steht, is mei Ansicht über eahn, dös darf'n S' m'r glaub'n.“ — Diese neueste Ansichtskarte erzielte einen Preis von fünf Gulden. —

— Sein Standpunkt. Parteiführer (zu einem Wilden): Sie stehen mit Ihrer Anschauung gänzlich allein. Warum gehen Sie nicht mit unserer Partei?

Wilden: Weil ich eben auf einem anderen Standpunkt stehe. Parteiführer: Standpunkt — Standpunkt! Was nützt mir der Standpunkt, wenn er nicht getheilt wird! —

— Ein unglücklicher Mensch. A. (zu seinem Freunde B.): Ja, mein Lieber, ich habe in der Liebe immer Pech gehabt. Meine erste Verlobte starb, die zweite verlieb mich und die dritte — wurde meine Frau. — („Jugend“.)

**Vermischtes vom Tage.**

— Das Schiller-Theater hatte im Geschäftsjahre 1896/97 bei einer Einnahme von 317 360,18 M. einen Verlust von 17 197,69 M. zu verzeichnen. An Lantidemen an die Auleren wurden 10811,30 M. gezahlt. —

— Das ostfriesische Schiff „Hoffnung“ ist auf der Rückreise von England mit Mann und Maus untergegangen. —

— In Wüßingen (Baden) erschlug am Neujahrstage eine Frau ihr achtjähriges Kind und stürzte sich dann mit der Leiche in den Rhein. —

— Eine Geburt im Wasserbettzimmer ist dieser Tage im Wiener allgemeinen Krankenhaus vorgekommen. Die Mutter des Kindes war vor einiger Zeit von einer eifersüchtigen Frau mit Vitriol überschüttet und sehr schwer verletzt worden. —

— In Bergerac (Südfrankreich) gingen am Neujahrstage die Todtengräber gratuliren. Einige Griesgramms aber verpeterten die Glückwünschenden derartig, daß sich die Polizei einschmiffen mußte. —

30 800 000 Mark wurden im vergangenen Jahre dummen Gimpeln in der Spielhölle von Monte Carlo abgenommen. —

— Bei der Station Dunbar (Schottland) lief am 3. Januar ein Expresszug in einen Güterzug. Eine Person wurde getödtet, zehn mehr oder weniger schwer verletzt. —

— In den Vereinigten Staaten giebt es nach der letzten Zensusaufnahme unter 47 413 559 Personen, die über zehn Jahre alt waren, 6 324 702 gleich 13,34 pCt. Analphabeten. Die Mehrzahl der farbigen Bevölkerung kann weder lesen noch schreiben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 9. Januar.